

SOPHIE HANNAH



SCHATTEN MESSER

Weltbild

Schattenmesser

Die Autorin

Sophie Hannah ist eine junge britische Autorin, die für ihre Werke bereits zahlreiche Auszeichnungen erhielt, etwa im Jahr 2004 den ersten Preis des Wettbewerbs *Daphne du Maurier Festival Short Story Competition*. STILL, STILL, ihr erster Psychothriller, galt 2007 als bestes Thrillerdebüt Großbritanniens. Er erscheint ebenso wie SCHATTENMESSER in 20 europäischen Ländern. Die Autorin lebt mit ihrem Ehemann und zwei Kindern in West Yorkshire.

Besuchen Sie ihr Website www.sophiehannah.com.

Sophie Hannah

Schattenmesser

Psychothriller

Aus dem Englischen von
Anke Angela Grube

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *Hurting Distance* bei Hodder & Stoughton Ltd, a division of Hodder Headline, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2007 by Sophie Hannah
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Bastei Lübbe AG, Köln
Übersetzung: Anke Angela Grube
Das Yeats-Zitat in Kapitel 12 stammt aus: William Butler Yeats,
Die Gedichte. Hrsg. v. Norbert Hummelt, Luchterhand 2005
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© fluke samed; © kao; © Dm_Cherry)
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-699-3

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Lisanne, mit Liebe

Betreff: Das ist nicht meine Geschichte
Von: »NJ« <nj239@hotmail.com>
An: DAS SCHWEIGEN UEBERWINDEN E. V.
<Geschichtenvonueberlebenden@dsu.org.uk>
Datum: 18.05.03 13:28:07 Uhr +0100

Das ist nicht meine Geschichte. Meine Geschichte oder meine Gefühle würde ich nicht gern vor irgendwelchen Unbekannten auf einer Website ausbreiten. Es würde mir irgendwie falsch vorkommen – falsch und als wollte ich mich in den Mittelpunkt stellen. Ich möchte nur etwas anmerken, denn auf Ihrer Homepage ist keine Adresse angegeben, an die man Briefe senden könnte.

Als Sie nach einem Namen für Ihren Beratungsdienst suchten, haben Sie sich da jemals gefragt, ob es wirklich immer das Beste ist, das Schweigen zu überwinden? Wenn man etwas ausspricht, gewinnt es an Realität. Warum sollte man dafür sorgen, dass etwas, von dem man wünschte, es wäre nie geschehen, immer wieder von Neuem passiert, nämlich in den Köpfen aller Leute, die man kennt? Ich werde nie jemandem meine sogenannte Geschichte erzählen; das bedeutet zwar, dass es keine Gerechtigkeit geben wird, keine Strafe für diejenigen, die Strafe verdient hätten. Dieser Gedanke ist ziemlich schwer zu ertragen. Aber es ist ein kleiner Preis dafür, dass mich nicht jeder bis an mein Lebensende als Opfer betrachten wird.

Entschuldigung, als »Überlebende«. Obwohl dieses Wort mir Unbehagen bereitet. Zu keinem Zeitpunkt hat jemand versucht, mich umzubringen. Es ist angemessen, von Überlebenden zu sprechen, wenn es einen Flugzeugabsturz oder

eine Atombombenexplosion gegeben hat. In solchen Situationen ist zu erwarten, dass alle Beteiligten sterben. Aber eine Vergewaltigung ist meistens nicht lebensbedrohlich. Deshalb wirkt das Wort »Überlebende«, das den Eindruck einer Ausnahmeleistung vermittelt, eher gönnerhaft – wie eine Art falscher Trost.

Als ich zum ersten Mal Ihre Website anklickte, hoffte ich, dass ich mich besser fühlen würde, wenn ich dort einige Beiträge gelesen hätte, aber das Gegenteil war der Fall. Warum verwenden so viele der Frauen, die Ihnen schreiben, dasselbe süßliche Vokabular: aufblühen, erzählen und heilen, unter Tränen lächeln, auferstehen wie Phönix aus der Asche usw.? Ich fühlte mich an die Texte eines schlechten Heavy-Metal-Albums erinnert. In keiner der Zuschriften wird klar heraus gesagt, dass die Frau nicht damit rechnet, je über das hinwegzukommen, was ihr zugestoßen ist.

Es wird sich schrecklich anhören, aber ich beneide viele der Leute, deren Geschichte auf Ihrer Website veröffentlicht wurde: Geschichten von Frauen mit unsensiblen, fordernden Liebhabern, von Frauen, die bei einer ersten Verabredung zu viel getrunken hatten. Zumindest können sie einen gewissen Sinn in ihrem Martyrium entdecken. Ich habe den Mann, der mich überfallen hat, nie zuvor gesehen und seitdem nie wieder zu Gesicht bekommen, einen Mann, der mich am helllichten Tag entführt hat und der alles über mich wusste: meinen Namen, meinen Beruf, wo ich wohne. Ich weiß nicht, wie er das herausgefunden hat. Ich weiß nicht, warum er mich ausgesucht hat, wohin er mich gebracht hat und wer all die anderen Leute dort waren. Mehr Details werde ich nicht preisgeben. Wenn ich es

täte, würden Sie vielleicht verstehen, warum das, was ich gleich sagen werde, mir so wichtig ist.

Im Menüpunkt »Was ist Vergewaltigung« Ihrer Homepage listen Sie eine Reihe von Definitionen auf, zuletzt »jedes sexuell einschüchternde Verhalten«. Dann heißt es: »Es muss nicht zu einem körperlichen Kontakt gekommen sein – manchmal reicht ein Blick oder ein Kommentar aus, damit eine Frau sich vergewaltigt fühlt.« Als ich das las, hätte ich den Autor oder die Autorin dieser Zeilen am liebsten geohrfeigt.

Ich weiß, Sie werden diese Zuschrift, mich und alles, was ich geschrieben habe, missbilligen, aber ich schicke sie trotzdem ab. Ich finde es wichtig, darauf hinzuweisen, dass nicht alle Vergewaltigungsoffer dieselbe Ausdrucksweise, dieselben Einstellungen und Ansichten haben.

N.J.

2006

Teil I

Montag, 3. April

Wärst du hier, könnte ich es erklären. Ich breche das Versprechen, das ich dir gegeben habe, das einzige, um das du mich je gebeten hast. Bestimmt weißt du es noch. Es klang alles andere als beiläufig, als du sagtest: »Ich möchte, dass du mir etwas versprichst.«

»Was denn?«, fragte ich und stützte mich rasch auf den Ellbogen auf, und vor lauter Eifer, in eine aufrechte, aufmerksame Position zu kommen, scheuerte meine Haut so über das gelbe Nylonlaken, dass sie brannte. Ich wollte dir unbedingt gefallen. Du verlangst so wenig, und ich bemühe mich stets, dir mit Kleinigkeiten Freude zu machen. »Alles, was du willst«, versprach ich lachend, ganz bewusst übertreibend. Ein Versprechen ist dasselbe wie ein Schwur, und ich wollte, dass es zwischen uns Schwüre gibt, die uns verbinden.

Du hast gelächelt angesichts meiner Überschwänglichkeit, aber nicht lange. Du bist so ernst, wenn wir miteinander im Bett sind. Für dich ist es eine Tragödie, dass wir so wenig gemeinsame Zeit haben, und genauso wirkst du immer: wie ein Mann, der sich auf eine Katastrophe vorbereitet. Ich weine meistens, nachdem du gegangen bist (nein, das habe ich dir nie erzählt; ich werde den Teufel tun und dich noch in deinem tragischen Zug bestärken). Aber solange wir zusammen in unserem Hotelzimmer sind, bin ich so high, als wäre ich auf starken bewusstseinsverändernden

Drogen. Dann erscheint es mir unmöglich, dass wir je wieder getrennt sein werden, dass der Augenblick enden wird. Was er in gewisser Weise auch nicht tut. Ob ich nun in meiner Küche Pasta koche oder in meiner Werkstatt römische Ziffern in Stein hauge – ich bin nicht wirklich anwesend. Ich bin immer noch im *Traveltel*, Zimmer elf mit dem harten rostbraunen Synthetikteppichboden, der sich unter den Füßen anfühlt wie die Borsten einer Zahnbürste, und den beiden zusammengeschobenen Einzelbetten, deren Matratzen eigentlich gar keine Matratzen sind, sondern dicke orange-farbene Schaumstoffmatten wie die, mit denen früher der Boden der Turnhalle meiner Realschule ausgelegt war.

Unser Zimmer. Ich wusste ganz sicher, dass ich dich liebe, dass es nicht nur Verknalltheit oder körperliche Anziehung ist, als ich dich zu der Empfangsdame sagen hörte: »Nein, es muss Zimmer elf sein, dasselbe wie letztes Mal. Wir brauchen jedes Mal dasselbe Zimmer.« Brauchen, nicht wollen. Alles ist dringlich für dich, du nimmst nichts auf die leichte Schulter. Nie lümmelst du dich auf dem verblichenen, trodelbesetzten Sofa herum oder ziehst die Schuhe aus und legst die Füße hoch. Du sitzt aufrecht, vollständig angekleidet, bis wir ins Bett gehen.

Als wir beide schließlich allein waren, hast du gesagt: »Ich hatte Angst, diese Treffen in einem miesen Motel könnten irgendwie schäbig sein. Wenn wir immer dasselbe Zimmer nehmen, wird es sich zumindest mehr wie zu Hause anfühlen.« Dann hast du dich eine geschlagene Viertelstunde dafür entschuldigt, dass du es dir nicht leisten kannst, mich in ein besseres Hotel mitzunehmen. Selbst damals schon (Wie lange kannten wir uns da? Drei Wochen?) wusste ich, dass

es besser wäre, dir nicht anzubieten, mich an den Kosten zu beteiligen.

Ich erinnere mich an fast alles, was du im letzten Jahr zu mir gesagt hast. Wenn mir die richtige Wendung wieder einfällt, der entscheidende Satz, werden deine Worte mich vielleicht direkt zu dir führen. Ich glaube nicht wirklich daran, aber trotzdem gehe ich gedanklich immer wieder alles durch, für alle Fälle.

»Also?« Ich knuffte dich in die Schulter. »Hier bin ich, eine nackte Frau, bereit, dir zu versprechen, was immer du willst, und du ignorierst mich einfach?«

»Das ist kein Witz, Naomi.«

»Ich weiß. Es tut mir leid.«

Du machst gern alles ganz langsam, sogar sprechen. Es ärgert dich, wenn man dich zu etwas drängt. Ich glaube nicht, dass ich dich je zum Lachen gebracht habe oder dich auch nur einmal richtig lachen sehen, obwohl du oft erzählst, wie sehr du gelacht hast – im Pub mit Sean und Tony. »Ich hab Tränen gelacht«, erzählst du dann. »Ich hab mich totgelacht.«

Du sahst mich an und fragtest: »Weißt du, wo ich wohne?«

Ich errötete. Verflixt, du hattest mich durchschaut! Du hattest gemerkt, dass ich besessen von dir bin und jedes kleinste Detail sammle, das ich über dich in Erfahrung bringen kann. Die ganze Woche lang war mir deine Adresse im Kopf herumgegangen, manchmal hatte ich sie sogar während der Arbeit laut vor mich hingesagt oder gesummt.

»Du hast letztes Mal gesehen, wie ich sie aufgeschrieben habe, stimmt's? Auf den Anmeldezettel unten an der Rezep-

tion. Mir ist aufgefallen, dass du geguckt hast.«

»Chapel Lane drei, Spilling. Entschuldige! Wäre es dir lieber, ich wüsste es nicht?«

»In gewisser Weise ja. Weil das hier vollkommen sicher sein muss. Das habe ich dir ja schon erklärt.« Dann hast du dich ebenfalls aufgerichtet und deine Brille aufgesetzt. »Ich will nicht, dass es endet. Ich will, dass es lange hält, so lange, wie ich lebe. Es muss hundertprozentig sicher sein, vollkommen getrennt von meinem restlichen Leben.«

Ich begriff sofort und nickte. »Aber ... jetzt kennt auch die Empfangsdame deine Adresse. Was ist, wenn das Hotel dir eine Rechnung schickt oder so was?«

»Warum sollten sie? Ich bezahle immer, bevor ich gehe.«

Macht es dir die Sache leichter, dass du stets ein bürokratisches Ritual vollziehen musst, bevor du gehst, eine kleine Zeremonie an der Grenze zwischen unserem Leben und deinem anderen Leben? Ich wünschte, ich hätte eine ähnliche Aufgabe zu erledigen, bevor ich gehe. Ich bleibe immer noch über Nacht (auch wenn ich dich in dem Glauben lasse, dass das nur manchmal so ist, nicht jedes Mal), bevor ich am nächsten Morgen flott aus dem *Traveltel* marschiere und der Empfangsdame im Vorübergehen ein Lächeln zuwerfe. Irgendwie kommt mir das zu formlos vor, zu schnell und zu einfach.

»Es gibt nichts zu schicken«, fuhrst du fort. »Außerdem öffnet Juliet ja nicht mal ihre eigene Post, geschweige denn meine.« Ich bemerkte das leichte Zittern deines Unterkiefers, eine Anspannung um den Mund herum, wie immer, wenn du von Juliet sprichst. Auch über deine Frau sammle ich Informationen, obwohl ich wünschte, es wäre nicht so.

Viele haben mit einem »Geschweige-denn« zu tun: Sie weiß ja kaum, wie man einen Computer einschaltet, geschweige denn, wie man das Internet nutzt. Sie geht nie ans Telefon, geschweige denn, dass sie selbst jemanden anruft.

Offenbar ist sie ziemlich komisch. Das habe ich schon oft sagen wollen, mich aber dann zurückgehalten. Ich darf nicht zulassen, dass meine Eifersucht auf sie mich grausam macht.

Du hast mich flüchtig geküsst, bevor du erklärtest: »Du darfst niemals zu mir nach Hause kommen oder mich dort anrufen. Sollte Juliet dich sehen und es auf diese Weise herausfinden, würde sie daran zerbrechen.« Ich liebe die Art, wie du die Worte setzt. Deine Sprache ist poetischer und feierlicher als meine. Alles, was ich sage, ist voll banaler, unwichtiger Einzelheiten. Du hast gedankenverloren an mir vorbeigeschaut, und ich drehte mich um, halb in der Erwartung, eine nebelverhangene graupurpurne Bergkette zu sehen und nicht den beigefarbenen Plastikkessel mit der Aufschrift *Rawndesley East Services Traveltel*, der regelmäßig Kalkfitzelchen zu unseren heißen Getränken beisteuert.

Worauf starrst du jetzt wohl? Wo *bist* du?

Am liebsten hätte ich mich näher erkundigt. Was hast du gemeint, als du sagtest, Juliet würde daran zerbrechen? Würde sie schluchzend zu Boden sinken, das Gedächtnis verlieren, gewalttätig werden? Menschen können auf die unterschiedlichste Art zerbrechen, und es ist mir nie gelungen herauszufinden, ob du Angst vor deiner Frau hast oder Angst um sie. Aber dein Ton war ernst, und ich wusste, du warst noch nicht fertig. Ich wollte dich nicht unterbrechen.

»Aber es ist nicht nur das«, hast du gemurmelt und die Bettdecke mit der Rautensteppung in deinen Händen zerknüllt. »Das Problem ist sie. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass du sie siehst.«

»Warum?« Ich empfand es als taktlos, dich wissen zu lassen, dass du in dieser Hinsicht nichts zu befürchten hast. Hast du dir vorgestellt, ich sei neugierig und wolle unbedingt herausfinden, mit wem du verheiratet bist? Sogar jetzt noch habe ich einen Horror davor, Juliet zu sehen. Ich wünschte, ich wüsste ihren Namen nicht. Ich möchte, dass sie so unwirklich wie möglich bleibt. Am liebsten würde ich sie nur als »sie« kennen, dann hätte ich weniger Anhaltspunkte, an denen ich meine Eifersucht festmachen kann. Aber das konnte ich bei unserer ersten Begegnung ja wohl schlecht sagen, oder? »Verrate mir nicht den Namen deiner Frau, denn ich glaube, ich könnte mich in dich verlieben, und ich kann es nicht ertragen, irgendetwas über sie zu wissen.«

Ich bezweifle, dass du dir vorstellen kannst, welche Qualen ich im letzten Jahr jeden Abend ausgestanden habe, wenn ich ins Bett ging und dabei dachte: Juliet liegt in diesem Moment neben ihm in ihrem gemeinsamen Bett. Mein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz, und mein Magen krampfte sich zusammen, nicht weil sie neben dir schläft, sondern weil das für sie ganz normal ist, Routine. Ich quäle mich nicht mit Bildern davon, wie ihr euch küsst oder euch liebt. Nein, ich stelle mir vor, wie Juliet auf ihrer Seite liegt und ein Buch liest – irgendwas Langweiliges über ein Mitglied der königlichen Familie oder die Pflege von Zimmerpflanzen – und kaum aufblickt, wenn du hereinkommst.

Sie bemerkt kaum, wie du dich ausziehst und neben sie ins Bett steigst. Trägst du einen Schlafanzug? Irgendwie kann ich mir das nicht vorstellen. Jedenfalls, was immer du nachts trägst, Juliet ist nach all den Ehejahren daran gewöhnt. Für sie ist es nichts Besonderes, sondern nur ein langweiliger, zu Hause verbrachter Abend. Es gibt nichts, was sie dir gern mitteilen möchte oder muss. Sie kann sich ohne Weiteres auf die Details der Scheidung von Prinz Andrew und Fergie oder das Eintopfen von Kakteen konzentrieren. Wenn ihre Augenlider schwer werden, lässt sie ihr Buch fallen und dreht sich auf die Seite, weg von dir, ohne auch nur Gute Nacht zu sagen.

Ich hätte zu gern die Gelegenheit, dich als selbstverständlich zu betrachten. Obwohl ich das nie tun würde.

»Warum willst du nicht, dass ich sie sehe, Robert?«, fragte ich, denn du schienst an einem Gedanken zu kleben, irgendwo in deinem Kopf gefangen zu sein. Du hattest diesen Ausdruck im Gesicht, den du dann immer bekommst: gerunzelte Stirn, Unterkiefer vorgeschoben. »Stimmt ... irgendwas nicht mit ihr?« Wäre ich eine andere gewesen, hätte ich vielleicht hinzugefügt: »Schämst du dich ihrer?« Aber seit drei Jahren bin ich unfähig, das Wort »schämen« zu verwenden. Du wirst das nicht verstehen, weil es Dinge gibt, die ich dir nie erzählt habe. Auch bei mir gibt es Dinge, die ich gern vollkommen getrennt halten will.

»Juliet hatte es nicht leicht«, hast du erwidert. Dein Ton war defensiv, als hätte ich sie beleidigt. »Ich möchte, dass du so an mich denkst, wie ich bin, wenn ich hier bei dir bin. Nicht in dem Haus mit ihr. Ich hasse dieses blöde Haus! Wenn wir heiraten, kaufe ich uns irgendwo anders ein

neues.« Ich erinnere mich, dass ich kicherte, als du das sagtest, weil ich kurz davor einen Film gesehen hatte, in dem ein frisch vermählter Mann seine Frau in das Haus führt, das er für sie entworfen und gebaut hat. Es ist riesig und wunderschön und mit einer roten Schleife umwickelt. Als er seine Hände von ihren Augen nimmt und »Überraschung!« ruft, ist sie eingeschnappt und läuft davon. Sie ist wütend, weil er sie nicht um Rat gefragt, sondern vor vollendete Tatsachen gestellt hat.

Mir gefällt es, wenn du Entscheidungen für mich triffst. Ich will, dass du mir gegenüber besitzergreifende Gefühle hegst. Ich will etwas, weil du es willst. Mit Ausnahme von Juliet. Du sagst, dass du sie nicht willst, aber noch nicht bereit bist, sie zu verlassen. Die Frage ist nicht, ob, sondern wann du sie verlässt, sagst du – jedenfalls jetzt noch nicht. Ich finde das schwer zu verstehen.

Ich streichelte deinen Arm. Ich schaffe es nicht – das konnte ich noch nie –, dich zu berühren, ohne ganz schwach zu werden und ein Prickeln zu spüren, und ich bekam ein schlechtes Gewissen, denn wir führten ja ein ernstes Gespräch und ich dachte an Sex. »Ich verspreche, mich von ihr und eurem Haus fernzuhalten«, erklärte ich, denn mir war klar, dass du immer alles in der Hand haben musst, dass du es nicht ertragen kannst, wenn dir die Kontrolle entgleitet. Falls wir jemals heiraten – nein, wenn wir erst verheiratet sind –, werde ich dich liebevoll einen Kontrollfreak nennen und du wirst darüber lachen. »Keine Sorge!« Ich hob die Hand. »Großes Pfadfinderehrenwort. Ich werde nicht plötzlich bei dir auftauchen.«

Und jetzt parke ich direkt gegenüber von deinem Haus.

Aber sag selbst: Welche Wahl habe ich schon? Solltest du da sein, werde ich mich entschuldigen und dir erklären, was für Sorgen ich mir gemacht habe; ich weiß, du wirst mir verzeihen. Wenn du da bist, wird es mir wahrscheinlich sogar egal sein, ob du mir verzeihst oder nicht; zumindest werde ich dann wissen, dass alles in Ordnung ist mit dir. Es ist jetzt mehr als drei Tage her, Robert. Ich werde langsam wahnsinnig.

Das Erste, was ich sah, als ich in deine Straße einbog, war dein roter Laster. Er parkt am Ende der Straße auf dem Grünstreifen hinter den wenigen Häusern, kurz bevor die Fahrbahn sich verengt und zum Pfad wird. Beim Anblick deines Namens auf der Seite des Transporters fühlte ich ein Aufwallen in der Brust, als hätte jemand mir einen Schuss Helium verabreicht. (»Das ist kein Transporter«, sagst du immer. Du weigerst dich strikt, *Transport-Man* als Spitznamen zu akzeptieren, obwohl ich es mehrfach versucht habe.) »Robert Haworth« steht da in großen schwarzen Lettern. Wie ich deinen Namen liebe!

Der Lkw ist so groß wie immer, aber hier, schräg auf dem grasigen Abhang, eingezwängt zwischen den Häusern und den Feldern, wirkt er riesig – es gibt kaum Platz für ihn. Mein erster Gedanke war, dass dies kein sehr günstiger Wohnort für den Fahrer eines Lkw ist. Es muss ein wahrer Albtraum sein, hier zu rangieren und ihn rückwärts auf die Straße zu setzen.

Mein zweiter Gedanke ist, dass wir Montag haben. Dein Laster sollte nicht hier stehen. Du solltest damit unterwegs sein. Jetzt mache ich mir wirklich Sorgen, zu

große Sorgen, um mich vom Anblick eures Hauses – deines und *ihres*, Juliets – so einschüchtern zu lassen, dass ich einfach wieder nach Hause fahren und mir einreden möchte, dass wahrscheinlich alles in Ordnung ist.

Du wohnst in Nummer drei, das wusste ich, und ich hatte wohl angenommen, die Hausnummern würden bis zwanzig oder dreißig gehen, wie es meistens der Fall ist. Aber dein Haus ist das dritte und letzte in dem schmalen Sträßchen. Die beiden anderen Häuser stehen einander gegenüber, näher an der Hauptstraße und der *Old Chapel Brasserie* an der Ecke. Dein Haus steht allein, ein Stück weiter die Straße hinunter, näher an den Feldern, und alles, was ich von hier aus davon sehen kann, ist ein Stück Schieferdach und eine rechteckige helle Steinwand, nur unterbrochen von einem schmalen Fenster oben rechts – ein Badezimmer vielleicht oder ein Abstellraum.

Ich habe etwas Neues über dich gelernt. Du hast dich entschieden, ein Haus zu kaufen, das ich nie kaufen würde, die Art Haus, bei der die Fenster nach hinten hinausgehen und die Front Vorübergehenden keine Einblicke erlaubt. Es wirkt abweisend, als seien Besucher nicht willkommen. Diese Bauweise dient dem Schutz der Privatsphäre, ich weiß, und es ist sicher verständlich, dass die Fenster nach hinten hinausgehen, wenn man dort den besseren Blick hat, aber trotzdem habe ich Häuser wie deines immer leicht beunruhigend gefunden, als würden sie der Welt rüde den Rücken zukehren. Yvon findet das auch. Ich weiß das, weil wir auf dem Weg zum Supermarkt immer an einem solchen Haus vorbeikommen. »So was ist was für Leute, die wie Einsiedler in ihrer Einsiedelei hausen und oft Sachen wie

›Bah, Humbug!‹ sagen«, meinte sie, als wir zum ersten Mal daran vorbeifuhren.

Ich weiß genau, was sie über Chapel Lane 3 sagen würde. »Sieht aus wie das Haus von jemandem, der Dinge sagen würde wie: ›Du darfst niemals zu mir nach Hause kommen.‹ Was es ja auch ist!« Früher habe ich dir viel von Yvon erzählt, aber seitdem du einmal stirnrunzelnd bemerkt hast, sie sei offenbar ziemlich sarkastisch und vorlaut, lasse ich es. Es war das einzige Mal, dass etwas, was du gesagt hast, mich wirklich getroffen hat. Du wusstest ja, dass sie seit der Schulzeit meine beste Freundin ist, ich hatte es dir erzählt. Ja, sie ist sarkastisch, aber nur auf gute Weise – es muntert einen irgendwie auf. Sie ist unverblümt und respektlos und glaubt fest daran, dass man über alles Witze reißen sollte, selbst über schlimme Dinge. Selbst über die quälende Liebe zu einem verheirateten Mann, den man nicht haben kann. Besonders darüber sollte man Witze reißen, findet Yvon, und die Hälfte der Zeit ist ihre Leichtfertigkeit das Einzige, was mir meine geistige Gesundheit erhält.

Als du sahst, dass deine Kritik an ihr mich verletzt hatte, hast du mich geküsst und gesagt: »Ich hab mal in einem Buch einen Satz gelesen, der mir das Leben sehr erleichtert hat: Wir fügen uns selbst und anderen genauso viel Schaden zu, wenn wir Anstoß nehmen, als wenn wir Anstoß erregen. Verstehst du, was ich meine?« Ich nickte, obwohl ich mir da nicht so sicher war.

Ich habe es dir nie erzählt, aber ich habe Yvon gegenüber deinen Aphorismus zitiert, obwohl ich natürlich verschwiegen habe, in welchem Zusammenhang die Bemerkung gefallen war. Ich gab vor, du hättest irgendwas anderes Verlet-

zendes gesagt, etwas, was nichts mit ihr zu tun hatte. »Wie praktisch!«, kicherte sie. »Also, mal sehen, ob ich das richtig verstanden habe: Wenn du einen Mistkerl liebst, bist du genauso schuldig, als wenn du dich selbst mies verhalten würdest. Hab Dank, o großer Erleuchteter, für diese Weisheit!«

Ich habe mir schon oft Gedanken darüber gemacht, wie das bei unserer Hochzeit werden soll, so wir denn endlich heiraten. Ich kann mir kein Gespräch zwischen dir und Yvon vorstellen, bei dem du nicht schnell in Schweigen versinkst und sie dich mit Hohn und Spott übergießt.

Yvon hat gestern Abend bei dir zu Hause angerufen. Ich habe sie darum gebeten; ich habe ihr so lange in den Ohren gelegen, bis sie dazu bereit war. Bei dem Gedanken, dass sie die Stimme deiner Frau gehört hat, wird mir übel. Damit nähere ich mich einer Erkenntnis, der ich mich nicht stellen will: der körperlichen Anwesenheit von Juliet in der Welt. Es gibt sie. Wenn es sie nicht gäbe, würden wir längst zusammenleben, du und ich. Und ich würde jetzt wissen, wo du bist.

Juliet klang, als würde sie lügen. Das hat Yvon gesagt.

Die abweisende Front deines Hauses ist von einer Steinmauer abgeschirmt, in die ein braunes Holztor eingelassen ist. Eine Hausnummer ist nirgends in Sicht; ich habe dein Haus nur durch das Ausschlussverfahren identifiziert. Leicht schwankend, als wären meine Glieder nicht an Bewegung gewöhnt, steige ich aus dem Wagen. Es ist stürmisch, aber sonnig, fast strahlend hell. Ich muss die Augen zusammenkneifen. Es ist, als hätte jemand ein Schlaglicht auf deine Straße geworfen, als riefte die Natur: »Hier wohnt Robert!«

Das Gartentor ist hoch, es reicht mir fast bis zur Schulter. Es quietscht, als ich es öffne, und ich schlüpfte auf dein Grundstück. Ich finde mich auf einem mit Zweigen übersäten ungepflasterten Weg wieder und starre auf deinen Garten. In einer Ecke steht eine alte Badewanne mit zwei Fahrradrädern darin, daneben liegt ein Stapel platt gedrückter Pappkartons. Das Gras wächst nur spärlich, und ich sehe mehr Unkraut als Pflanzen. Früher waren hier einmal Blumenbeete, klar abgetrennt vom Rasen, aber jetzt verschmilzt alles zu einem ungepflegten grünbraunen Chaos. Der Anblick macht mich wütend. Wütend auf Juliet. Du arbeitest jeden Tag, oft sieben Tage die Woche. Du hast keine Zeit, dich um den Garten zu kümmern, sie hingegen schon. Seit eurer Hochzeit ist sie nicht mehr berufstätig, und ihr habt keine Kinder. Was tut sie bloß den ganzen Tag?

Ich gehe an der Seite des Hauses entlang in Richtung Vordertür. Auch hier befindet sich hoch oben ein kleines Fenster. O Gott, ich darf gar nicht daran denken, dass du dahinter eingesperrt sein könntest. Aber das kann natürlich nicht sein. Du bist ein breitschultriger, schwerer Mann von eins neunzig. Juliet könnte dich niemals gefangen halten. Es sei denn ... Nun werd bloß nicht albern!, ermahne ich mich.

Ich habe mir vorgenommen, stark und tüchtig zu sein. Vor drei Jahren habe ich mir geschworen, mich nie wieder vor irgendetwas oder irgendjemandem zu fürchten. Ich werde direkt zur Haustür marschieren, klingeln und die Fragen stellen, die gestellt werden müssen. Als ich um die Ecke biege, stelle ich fest, dass dein Haus ein Cottage ist, lang gestreckt und niedrig. Von außen erweckt es den Ein-

druck, als sei seit Jahrzehnten nichts mehr daran getan worden. Die Haustür ist in einem verblassten Grün gestrichen, die Scheiben der kleinen Fenster sind durch Bleistege rauhenförmig unterteilt. Ein einziger großer Baum steht im Garten. Vier lange Seilenden baumeln vom dicksten Ast. War das einmal eine Schaukel? Der Rasen fällt zum Fluss hin ab, und um den Blick, der sich einem bietet, würden Landschaftsmaler sich schlagen. Mindestens vier Kirchtürme sind sichtbar. Jetzt weiß ich, was dich an diesem Cottage gereizt hat. Ich kann das Culver Valley mit dem Fluss überblicken, der sich bis nach Rawndesley schlängelt. Ob ich von hier aus mein Haus sehen könnte, wenn ich ein Fernglas dabei hätte?

Ich kann nicht an dem Fenster vorbeigehen, ohne hineinzuschauen. Plötzlich bin ich in Hochstimmung. Dieser Raum ist dein Zimmer, und deine Sachen sind darin. Ich drücke mein Gesicht an die Scheibe und schirme die Augen mit den Händen ab. Ein Wohnzimmer. Leer. Schon komisch – ich hatte mir dein Wohnzimmer immer dunkel tapetiert vorgestellt, mit Kopien traditioneller Gemälde in schweren Holzrahmen an den Wänden: Gainsborough oder Constable, etwas in der Richtung. Aber die Wände sind weiß gestrichen, auf unebenem Putz, und das einzige Gemälde zeigt einen alten Mann mit braunem Hut, der einem Jungen beim Flötenspiel zuschaut. Auf dem Boden liegt ein schlichter roter Teppich auf billigem Laminat, das nicht im mindesten wie Holz aussieht.

Das Zimmer ist aufgeräumt – nach dem Garten eine Überraschung. Es gibt viel Dekoration, zu viel, auf jeder freien Fläche ordentlich aufgereiht. Fast alles Keramikhäus-

chen. Komisch. Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass du in einem Haus mit so kitschigem Nippes lebst. Ist es eine Sammlung? Als ich dreizehn war, versuchte meine Mutter einmal, mich zum Sammeln irgendwelcher grässlichen Keramikwesen anzuhalten, die, glaube ich, »Whimsies« hießen. Nein danke, teilte ich ihr mit. Ich war mehr daran interessiert, die Wände mit Postern von George Michael und Andrew Ridgeley zuzupflastern.

Bestimmt war es Juliet, die dein Wohnzimmer in eine Miniatur-Wohnsiedlung verwandelt hat, und auch für den Laminatboden mache ich sie verantwortlich. Alles andere ist ganz akzeptabel: ein dunkelblaues Sofa mit passendem Sessel, Wandleuchten mit halbrunden Gipsschirmen, sodass man die Glühbirnen nicht sieht, ein Fußschemel aus Holz mit Lederpolster, ein Maßband, ein kleiner Tischkalender. Deine Sachen, deine, deine. Ich weiß, der Gedanke ist hirnrissig, aber ich stelle fest, dass ich mich mit diesen leblosen Objekten identifiziere. Ich fühle mich aufgeheitert. An einer Wand steht eine Glasvitrine mit weiteren Keramikhäuschen, winzigen Häuschen, den kleinsten im Raum. Darunter steht eine dicke honigfarbene Kerze, die offenbar noch nie angezündet war ...

Die Veränderung kommt unvermittelt und ohne Vorwarnung. Es ist, als wäre etwas in meinem Kopf explodiert. Ich weiche vom Fenster zurück, taumelnd, stürze fast, zerre am Halsausschnitt meiner Bluse für den Fall, dass er mir die Luft abschnürt. Mit der anderen Hand schirme ich die Augen ab. Ich zittere am ganzen Körper. Wenn ich nicht bald Luft bekomme, wird mir übel. Ich brauche dringend Sauerstoff.

Ich warte darauf, dass es vorübergeht, aber es wird immer schlimmer. Dunkle Punkte zerbersten und lösen sich vor meinen Augen auf. Ich höre mich selbst stöhnen. Ich schaffe es nicht, aufrecht zu bleiben, die Anstrengung ist zu groß. Schwitzend und keuchend sinke ich auf alle viere nieder. Kein Gedanke mehr an dich oder an Juliet. Das Gras fühlt sich unerträglich kalt an. Ich darf es nicht länger berühren. Ich falle nach vorn. Einige Sekunden liege ich einfach nur da, unfähig zu begreifen, was meinen Körper in diesen Notfallzustand gebracht hat.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser würdelosen Position verharre, wie gelähmt und atemlos – Sekunden oder Minuten. Mehr als ein paar Minuten wohl nicht. Sobald ich mich wieder rühren kann, rappele ich mich auf und renne zum Gartentor, ohne mich noch einmal nach dem Zimmer umzuschauen. Ich könnte den Kopf nicht in diese Richtung wenden, selbst wenn ich es wollte. Keine Ahnung, woher ich das weiß, aber ich weiß es. Polizei. Ich muss zur Polizei.

Ich schieße um die Hausecke herum, beide Hände nach dem Gartentor ausgestreckt, verzweifelt bestrebt, es so schnell wie möglich zu erreichen. Irgendetwas Schreckliches – ich habe irgendetwas Schreckliches durch das Fenster gesehen, etwas so unvorstellbar Schreckliches, dass ich weiß: Ich habe es mir nicht eingebildet. Aber ich könnte nicht sagen, was es war, beim besten Willen nicht.

Eine Stimme hält mich auf, eine Frauenstimme. »Naomi!«, ruft jemand. »Naomi Jenkins.« Ich schnappe nach Luft. Es ist furchtbar, dass mein voller Name so hinter mir hergebrüllt wird.

Ich drehe mich um. Mittlerweile bin ich auf der anderen Seite des Hauses angelangt, es besteht keine Gefahr, dass ich das Wohnzimmerfenster sehen könnte. Davor habe ich weit mehr Angst als vor dieser Frau, die wohl deine Frau sein muss.

Aber sie kennt doch meinen Namen nicht. Sie weiß nicht, dass es mich gibt. Du hältst deine beiden Leben komplett voneinander getrennt.

Sie kommt auf mich zu. »Juliet«, sage ich, und ganz kurz zuckt es um ihren Mund, als unterdrücke sie ein bitteres Lachen. Ich mustere sie so gründlich, wie ich das Maßband, die Kerze und das Bild von dem alten Mann und dem Jungen gemustert habe. Auch sie ist etwas, was dir gehört. Wie könnte sie ohne dein Einkommen überleben? Aber wahrscheinlich würde sie einen anderen Mann finden, der sie ernährt.

Ich fühle mich wie ausgelaugt, als ich halbherzig frage: »Woher wissen Sie, wer ich bin?«

Wie kann diese Frau Juliet sein? Nach dem, was du mir erzählt hast, hatte ich den Eindruck einer zaghaften, weltfremden Hausfrau gewonnen, aber die Person, die ich jetzt vor mir sehe, hat ordentlich geflochtenes blondes Haar und trägt ein schwarzes Kostüm mit hauchdünnen schwarzen Strümpfen. Ihre Augen blitzen, als sie langsam auf mich zu-steuert; sie lässt sich absichtlich Zeit, sie versucht, mich einzuschüchtern. Nein, das kann nicht deine Frau sein, die Frau, die nicht ans Telefon geht und unfähig ist, einen Computer einzuschalten. Warum ist sie so schick angezogen?

Die Wörter schießen mir durch den Kopf, bevor ich sie

unterdrücken kann: eine Beerdigung. Juliet ist angezogen, als wolle sie zu einer Beerdigung.

Ich weiche einen Schritt zurück. »Wo ist Robert?«, schreie ich. Ich muss es versuchen. Schließlich bin ich hier, um dich zu finden.

»Waren Sie es, die gestern Abend angerufen hat?«, fragt sie. Jedes Wort setzt sich in meinem Hirn fest wie ein Pfeil, der aus nächster Nähe abgeschossen wird. Ich will vor ihrer Stimme zurückschrecken, vor ihrem Gesicht, vor allem an ihr. Der Gedanke ist mir unerträglich, dass ich nun in der Lage sein werde, mir Szenen und Gespräche zwischen ihr und dir auszumalen. Die tröstliche Leerstelle in meiner Vorstellung ist endgültig verloren gegangen.

»Woher kennen Sie meinen Namen?« Ich zucke zurück, als sie näher tritt. »Haben Sie Robert etwas angetan?«

»Ich glaube, wir beide tun dasselbe mit Robert, oder?« Ihr Lächeln ist selbstgefällig. Ich habe fast das Gefühl, dass es ihr Spaß macht. Sie hat die Situation fest im Griff.

»Wo ist er?«, wiederhole ich.

Sie kommt so nah an mich heran, dass unsere Gesichter sich fast berühren. »Sie wissen, was eine Kummerkastentante dazu sagen würde, oder?«

Ich reiße den Kopf zurück, weg von ihrem warmen Atem. Ich taste nach dem Gartentor, erwische den Riegel und ziehe ihn zurück. Ich kann gehen, wann immer ich will. Was kann sie mir schon antun?

»Eine Kummerkastentante würde sagen, dass Sie ohne ihn besser dran sind. Betrachten Sie es als Gefallen von mir, einen Gefallen, den Sie nicht verdient haben.« Sie hebt fast

unmerklich die Hand und winkt leicht, ein kaum wahrnehmbares Flattern der Finger, bevor sie sich umdreht und ins Haus zurückkehrt.

Ich kann ihr nicht nachsehen. Schon der Gedanke daran ist unerträglich.